

Das Bild des Mannes : zur Konstruktion der modernen Männlichkeit [George L. Mosse]

Autor(en): **König, Oliver**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **5 (1998)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



festgestellte «eigentümliche <Fluidität> bürgerlicher Frauen» fordert die bisher gültigen Normen der Sozialgeschichte heraus und weist auf die Notwendigkeit hin, den Begriff Geschlecht zur unentbehrlichen Kategorie jeder seriösen Sozialgeschichte werden zu lassen.

Im vierten Teil schliesslich begibt sich Ute Frevert auf das «Feld der Ehre» und untersucht Unterschiede, Zweck und Funktion der weiblichen und der männlichen Ehre im 19. Jahrhundert. Obwohl diese Ehrbegriffe heute völlig erodiert sind, wird das Wissen um deren geschlechtsspezifische Grammatik zu einem wichtigen Schlüssel des Verständnisses der Historizität der Geschlechtscharaktere und damit gleichzeitig zu einem weiteren Argument für eine konsequente Arbeit mit dem Begriff Geschlecht.

Der versierten Sozialhistorikerin gelingt es, ihrem Anspruch gerecht zu werden und die Geschlechterdifferenzen über den ganzen langen Zeitraum der Moderne herauszuarbeiten. Die Flexibilität und die Klarheit ihrer Sprache macht es leicht, den immer wieder neuen Bezügen zu folgen. Schon nach wenigen Seiten erliegt man ihrer ebenso kühlen wie fundierten Argumentationslust. Der stellenweise aufblitzende ironische Wortwitz macht das Lesen zum Vergnügen.

Lynn Blattmann (Zürich)

GEORGE L. MOSSE
DAS BILD DES MANNES
ZUR KONSTRUKTION
DER MODERNEN MÄNNLICHKEIT

FISCHER VERLAG, FRANKFURT A. M. 1997, 284 S.,
DM 44,-

George Mosse, Historiker deutsch-jüdischer Abstammung, 1908 in Berlin geboren und 1933 in die USA geflohen, legt kurz vor seinem 90. Geburtstag ein Al-

terswerk vor, das manche Themen seiner früheren Arbeiten über Faschismus, Militarismus, Nationalismus und Sexualität wiederaufnimmt. Er arbeitet aber diesmal einen Aspekt heraus, der in seinen bisherigen Arbeiten zwar immer vorhanden, doch seiner eigenen Einschätzung nach bislang nur von sekundärer Bedeutung war, die zentrale Rolle des Männlichkeitsstereotyps für die Entwicklung von Staat und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Er liefert damit einen Beitrag zu der seit den 80er Jahren aktiv werdenden Männerforschung, die sich in einigem Abstand zur Frauenforschung daran macht, die «Konstruktion der modernen Männlichkeit» zu re- und dekonstruieren. Allerdings stammt das meiste dieser Forschung von Autoren, die für Mosse die Generation der Kinder und Enkel darstellen. Geht man einmal davon aus, dass in unserer eigenen biographischen Erfahrung über unsere Eltern und Grosseltern die Vergangenheit in unsere Gegenwart hineinreicht, so wird deutlich, dass für Mosse der Zeitraum, mit dem er sich beschäftigt, nicht nur als historischer Gegenstand, sondern über einen weiten Zeitraum auch als biographische Realität zugänglich ist.

Da ihn «vor allem die normsetzenden, nicht die normsprengenden Definitionen der Männlichkeit» (20 f.) interessieren, tritt dadurch seine zentrale These um so schärfer hervor, dass sich nämlich am männlichen Stereotyp in den letzten 200 Jahren nur wenig geändert habe und es erst seit dem Zweiten Weltkrieg zu dessen allmählicher Aushöhlung komme. Der Preis dieser These, der zugleich eine Schwäche des Buches ausmacht, sei hier schon benannt: der Zusammenhang von diskursiv hergestelltem Stereotyp, gelebter Norm und sozialstrukturellen Veränderungen bleibt unklar. Hier wäre sicherlich ein stärker sozialwissenschaftlich-theoretischer Zugang hilfreich gewesen.

Ausgewogen wird dies wiederum durch die Breite des Blicks und die Belesenheit von Mosse, auch wenn er für den Kenner des Themenbereichs kein substantiell neues Material aufarbeitet.

Die Arbeit ist im wesentlichen chronologisch aufgebaut und breitet dieses Material entlang der in der Geschlechterforschung umfangreich diskutierten These aus, dass sich gegen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts die Bilder von Mann und Frau inhaltlich und in der Bewertung neu organisieren und es zu einer Verschärfung der Geschlechtergrenzen kommt. Dies wird vor allem an den Entwicklungen in Deutschland, aber auch in Frankreich, England und eingeschränkt auch in Italien aufgezeigt. Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, die nur im letzten Kapitel kurz gestreift wird, überwiegt dann die kulturelle Hegemonie der USA. Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden die Männerbilder des aristokratischen Lebensstils von Ritterlichkeit und Ehre im Zuge der einsetzenden Verbürgerlichung sowohl systematisiert wie moralisiert. Die aristokratische Ehre wird zur bürgerlichen Tugend und das maskuline Ideal von Stärke und Schönheit zum entindividualisierten Symbol von Gesellschaft und Staat. Wirkungsvolle Sprachrohre der neuen Geschlechterideologie sind die Wissenschaften, vor allem Anthropologie und Medizin. An Lavaters Physiognomie und Winkelmanns griechischem Schönheitsideal zeigt Mosse dann die Zunahme der Körperkontrolle und die Moralisierung des Diskurses durch die Gleichsetzung von Schönheit und Tugend. Der männliche Körper sollte nun «das Bedürfnis der Gesellschaft nach Ordnung und Fortschritt wie auch die Tugenden der Selbstkontrolle und Mässigung widerspiegeln. Frauen als öffentliche Symbole erinnern primär an die Vergangenheit, an Unschuld und Keuschheit.» (17) Sport, Tur-

nen und militärische Gymnastik werden zum Transporteur der neuen Tugenden.

Zugleich ist Winkelmanns männliches Schönheitsideal unübersehbar von seiner Homosexualität geprägt, ein Thema, das Mosse am Rande anspricht. Diese homoerotische Doppelbödigkeit findet sich in den meisten Formen eines übersteigerten Männlichkeitsideals. Bei Mosse wird dies durch die Schaffung eines «Antitypus» ausbalanciert, zu der als gesellschaftliche Aussenseiter Homosexuelle ebenso gehörten wie Juden, Zigeuner und Verbrecher, so dass das maskuline Stereotyp nicht nur mit Nationalismus und Militarismus, sondern zugleich mit Rassismus und Antisemitismus verknüpft ist. Die Abgrenzung gegenüber den Frauen ist hingegen von anderer Qualität. Sie sind nach Mosse keine Aussenseiter im obigen Sinn, haben sie doch ihren festen Platz in der Gesellschaft. Der Mann braucht sie, um sich seiner Männlichkeit bewusst zu werden, legt sie aber damit gleichzeitig auf ein bestimmtes feminines Stereotyp fest.

Eine erste Krise erfährt das Männlichkeitsstereotyp in der Dekadenzbewegung der Jahrhundertwende und dann nochmals in den 20er Jahren. «Die Aussenseiter verbündeten sich miteinander»; (119) vor allem Homosexuelle und Lesben entwickelten zum ersten Mal eine Strategie der Provokation, indem sie ihr negatives Stereotyp offensiv nach aussen trugen. Neben diesen vor allem in der künstlerischen Avantgarde angesiedelten Gruppierungen finden sich Gegenbewegungen auch in Jugendbewegung und Nudismus, die zu dem Gefühl beitrugen, «dass die Moral unter dem Druck der Moderne in Auflösung begriffen war». (132) Auch nahm die Diagnose nervöser Krankheiten schon seit der Jahrhundertwende zu. Sowohl Sexualwissenschaft wie die entstehende Psychoanalyse förderten einiges zu Tage, wodurch das männliche Ideal unter Beschuss geriet.



Mosse sieht das Stereotyp allerdings durch diese Krisenerscheinungen nochmals bestärkt, was sich in einer breiten Gegenbewegung sowohl im Faschismus wie im Bolschewismus gezeigt habe. Deutlich wird dadurch nochmals die Multifunktionalität des maskulinen Ideals, da es in ähnlicher Weise in allen politisch-ideologischen Lagern zu finden ist, bei den Faschisten ebenso wie in der Arbeiterbewegung oder beim «neuen Mann» der Bolschewisten. Der «Opfergedanke» und die «Läuterung durch Leiden» wird zum Kernideal des soldatischen Mannes; auch die Kommunisten traten für eine aggressive, kraftvolle Männlichkeit ein.

Der angesprochene Mangel des Buches kommt sicherlich nicht zufälligerweise in einem Kapitel zum Ausdruck, dass – eingeklemmt zwischen den Kapiteln «Krieger und Sozialisten» und «Der neue faschistische Mann» – «Die <normale> Männergesellschaft» beleuchtet. Es geht hier vor allem um die Institutionalisierung des Ideals zum Beispiel durch Schule und Erziehung und seine Verbreitung unter Arbeitern und Angestellten. Und ganz nebenbei werden zwei ganz zentrale Probleme benannt: zum einen die Spannung zwischen Maskulinität und Familie, obwohl ja gerade die Faschisten die Familie zur «Keimzelle des Staates» erhoben, zum anderen die normative Kraft des «Normalen», wie sie sich nicht zuletzt in der «Sehnsucht nach Normalität» bei «praktisch allen Minderheiten» zeigt. (196) Denn «Extreme waren [...] in der bürgerlichen Gesellschaft nicht gefragt, ausser vielleicht in Krisenzeiten». (187) Und Mosse hat sich in seinen Arbeiten eben vorrangig der Geschichtsschreibung der Krise gewidmet, so dass sich sein Bild des Mannes eher in Extremen bewegt und die Normalität einer alltäglichen Lebenswelt kaum thematisiert wird, woraus sich insgesamt sein eher monochromes Bild ergibt. So erstaunt es

auch nicht, dass das letzte Kapitel («Auf dem Wege zu einer neuen Männlichkeit?»), in dem er für die letzten Jahrzehnte eine «beispiellose Aushöhlung des maskulinen Stereotyps» (245) konstatiert, nur eine kurze Skizze bleibt. Vielleicht steht ja auch schon wieder eine Gegenbewegung vor der Tür, denn «nach wie vor ist die Schlacht noch im Gange, und die Frage ist nicht, ob die <wahre> Männlichkeit entthront wird, sondern wieweit sie modifiziert werden kann». (250)

Hier wird nun ein Paradox sichtbar, dass auch in den Anfängen der Frauenforschung wirksam war. Wird in kritischer Absicht ein zugespitztes Bild des Geschlechterverhältnisses beschrieben, dann wird eine Veränderung meist nur als Utopie denkbar, ablesbar an einer Überbetonung der Rolle von Emanzipationsbewegungen im gesellschaftlichen Wandel, so auch bei Mosse. Sozialstrukturelle Rahmenbedingungen und ihre Veränderungen erscheinen dann nur noch als Epiphänomene gegenüber einem aufgrund seiner Stabilität fast schon wieder naturalisierten Bild von Geschlecht. Aber mit dem Kontext verändert sich auch die Bedeutung von Geschlechtsstereotypen, selbst wenn sie im Erscheinungsbild gleich geblieben sein mögen. Und vor allem verändert sich das Verhältnis zwischen Diskurs einerseits, Sozialstruktur und Lebenswelt andererseits.

So bleiben viele Fragen nicht nur unbeantwortet, sondern auch ungestellt. Neben der Tatsache, dass es sich trotz mancher Redundanzen um ein gut geschriebenes Buch handelt, liegt die Wichtigkeit einer Arbeit wie dieser wohl auch woanders. Denn hier wird durch einen «Grand old Man» der Zunft – wie schon in der Frauenforschung – die Kategorie «Geschlecht» ins Zentrum einer Gesellschaftsgeschichte gestellt und zwar in ihrer Ausprägung als «Maskulinität». Auch wenn Mosse manchen trotz seiner

Bekanntheit als akademischer Aussenseiter gilt (zum Beispiel Ute Frevert in der *Zeit*, 20. Juni 1997), verdeutlicht dies, dass eine derartige Sichtweise allmählich im Zentrum Fuss zu fassen beginnt.

Oliver König (Köln)

FRANÇOISE HÉRITIER
MASCULIN/FÉMININ
LA PENSÉE DE LA DIFFÉRENCE

ÉDITIONS ODILE JACOB, PARIS 1996, 332 P., FF 140.–

Anthropologue structuraliste, Françoise Héritier se propose d'analyser les représentations du féminin et du masculin, mais pas dans une perspective de genre. Son ouvrage est composé d'une somme d'articles assez hétérogènes, dont l'approche varie selon qu'ils proviennent de ses recherches de terrain ou de ses travaux en qualité d'experte, notamment dans les questions liées aux nouvelles techniques de procréation. Mis à part l'avant-propos, les douze chapitres du livre, ainsi que la conclusion sont des articles écrits entre 1978 et 1993, ce qui rend l'ouvrage peu structuré, et induit un certain nombre de redites.

Dans les deux premiers chapitres, Françoise Héritier pose son concept de «valence différentielle des sexes» sur lequel nous reviendrons, et annonce sa démarche: chercher dans les représentations de chaque culture les invariants, et surtout les mécanismes de ces invariants, cela au-delà de la diversité propre à chaque culture.

Dans cet ouvrage, elle aborde deux domaines: le système de parenté d'une part, et le système de représentation du féminin et du masculin, essentiellement autour de question de la reproduction, d'autre part.

Françoise Héritier ne définit pas son

base de son analyse et se retrouve dans plusieurs de ses articles, nous allons tenter de l'explicitier ici. La valence différentielle des sexes renvoie à une position antinomique du féminin et du masculin, qui est hiérarchique, puisque chacun des termes est connoté négativement ou positivement; il apparaît que le masculin est toujours dominant.

Françoise Héritier fait de la valence différentielle des sexes le quatrième pilier de la société et de la famille, – Claude Lévi-Strauss dégage les trois piliers suivants: la répartition sexuelle des tâches, la prohibition de l'inceste, liée à l'obligation de l'exogamie, et enfin l'instauration d'une forme reconnue d'union – et c'est là son principal apport, car elle se propose d'aller plus loin dans l'étude des systèmes de parenté. En les analysant, elle examine toutes les possibilités logiques, et constate qu'il y a certaines catégories qui n'ont pas été retenues. C'est ici qu'intervient son concept: certaines configurations ne sont pas retenues, car elles envisagent des relations de parenté dans lesquelles les femmes ont un rôle dominant. Enfin, l'auteure tente de démontrer la permanence de cette valence différentielle des sexes en soulignant, par de nombreux exemples, la valorisation des activités masculines aux dépens des activités féminines (cela même dans les sociétés matrilineaires). Elle relève notamment la manière dont est considérée la stérilité dans la plupart des systèmes de représentations: les femmes sont toujours tenues pour responsables.

Le chapitre «Le sang du guerrier et le sang des femmes» est le seul où l'auteure s'intéresse directement à la domination masculine. Elle admet la part importante de l'idéologique dans l'interprétation des différences entre les sexes et rend compte du rapport de force. Elle rappelle dans ce chapitre les critiques formulées à l'encontre des évolutionnistes, qui avaient